



Nr. 143.

Samstag, den 23. Juni 1906.

21. Jahrgang

Senta Wolfsburg.

Roman von Elisabeth Borchardt.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Sie war auch fest entschlossen, ihr jetzt in keiner Weise entgegenzukommen. Sie wußte ja, wozu Senta zu ihr kam, und wollte den Triumph ganz auskosten.

„Wo kommen Sie her, Senta?“ fragte sie, sich unwissend stellend.

Senta aber hatte den triumphierenden Blick, das spöttische Lächeln aufgefangen, und dazu reizte sie die hochmütig und herablassend gestellte Frage. Jede weitere Regung schwand da. „Von Onkel Maximilian“, gab sie kurz zur Antwort.

Fräulein von Rupert sah sich um, ob auch nicht jemand ihr Gespräch belauschen könne, aber alle Türen waren geschlossen.

„Nun — und?“ fragte sie lauernd und setzte sich in ihren Stuhl zurück, während Senta vor ihr stehen mußte.

„Mein Oheim wünscht — daß ich Sie — um Verzeihung bitte — ich — tue es hiermit.“

„Ah — eine seltsame Abbitte in der Tat! Ihr Ton verrät durchaus nichts von Reue. — Glauben Sie, daß ich mich mit dieser Abbitte zufrieden geben könnte?“

Senta wandte den Blick nach der anderen Richtung. Die Hausdame sollte nicht sehen, welchen heißen Kampf sie kämpfte. „Ich verlasse mich auf dich, du wirst die Sache in Ordnung bringen.“ Das tönte ihr in den Ohren. Und dagegen bauete sich ihr Stolz gegen eine Demütigung vor dieser Person auf. Sie schwieg bestonnen, und ihr Herz schlug hörbar.

„Meinen Sie“, — fuhr Fräulein von Rupert fort, „daß ich nach dieser Abbitte meinen Entschluß ändern und noch länger bei Ihnen bleiben würde? Hahaha, mein Kind — ich brächte ohnedies ein Opfer, wenn ich es täte, denn es ist wahrlich kein Vergnügen, sich mit Ihnen herumzuärgern, und ich war es bisher gewöhnt, mit von Haus aus wohlgezogenen Kindern, denen es schon im Blute lag, was sie ihrem Stande schuldig sind, zu verkehren.“

Eine flammende Röte ergoß sich in Sentas Gesicht bei dieser versteckten Beleidigung, die sie weniger verstand als empfand. Mit einem Male kam ihr ein kühner Gedanke.

„Wenn das Opfer, das Sie bringen wollen, so groß ist, kann wird Onkel Maximilian es entschieden nicht annehmen wollen und sich doch entschließen — eine andere Dame zu engagieren.“

„Ah.“

Die Wirkung dieser Worte war eine frappante. Fräulein von Ruperts Gesicht wurde gelblichgrün und ihre Nasenflügel bebten. Sie lachte gezwungen auf.

„Ah — — so wäre es Ihr Wunsch, daß ich ginge — — Ihre Absicht, mich von hier fortzutreiben? — Sie haben sich gewaltig getäuscht, mein Kind — so leichten Kaufes sollen Sie mich nicht los werden. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen hier im Wege bin, daß Sie lieber Ihre eigenen Wege unbeachtet gehen möchten. Doch, ich glaube es dem Herrn Grafen, der meine Verdienste zu schätzen weiß, jetzt erst recht schuldig zu sein, daß ich bleibe. — Ich hahaha — nehme also Ihre Abbitte als ge-

nossen an und halte somit diese Angelegenheit für erledigt. Nur noch einer Aufklärung, die Sie mir heute morgen verweigerten, bedarf es: Welche Antwort gaben Sie dem Herrn Grafen auf seine Frage nach Ihrem seit vierzehn Tagen öfteren heimlichen Verschwinden?“

Senta war von der Wirkung ihrer Worte auf Fräulein von Rupert noch so verdukt, daß sie den Sinn dieser letzten Frage erst nach Sekunden begriff.

„Onkel Maximilian hat mich nicht danach gefragt.“

„Nicht danach gefragt? Aber das ist doch unmöglich.“

„Es ist Tatsache, und nun — kann ich mich wohl zurückziehen?“

Ehe die aufgeregte Dame noch eine Erwiderung fand, war Senta schon zum Zimmer hinaus.

„Ich wußte ja, sie bleibt, auch ohne daß ich mich einer so tiefen Demütigung aussetzen brauchte“, sagte sich Senta, als sie glücklich ihr Zimmer erreicht hatte. „So habe ich sie durchschaut — ihre Bitte um Entlassung war gar nicht ernst gemeint. Was sie nur damit hatte bezwecken wollen? Ob sie mich schrecken oder — den Onkel zwingen wollte, mir die Strafpredigt zu halten? Er hat noch nie so zu mir gesprochen, wie heute, — und ich — könnte — ich könnte ihn deshalb — hassen, wenn nicht seine letzten Worte — ja, die hatten doch eher wie eine Bitte geklungen!“ Und wie hatte sie diese Bitte erfüllt? Ein heißer Blutstrom stieg zu ihrem Herzen, und ein Zweifel beschlich sie, ob der Onkel die Ordnung der Angelegenheit wohl in dieser Weise gemeint hatte. Ihr bangte ein wenig vor der nächsten Zukunft mit Fräulein von Rupert. Dabei mußte es ja klar werden, wie die Sache verlaufen war.

Doch, o Wunder! Das Fräulein kam ihr bei der gemeinsamen Abendmahlzeit, die auf der Veranda vor dem Schlosse eingenommen wurde, mit so viel Liebenswürdigkeit und Freundschaft entgegen, sie verriet nicht das leiseste Gefährte, daß Senta zuerst ganz verdukt war. Aber merkwürdigerweise tat sie, deren Wahrheitsliebe sich sonst gegen jede Art Heuchelei auflehnte, ein gleiches, aus ihr selbst unerklärlichen Gründen.

Graf Maximilian nahm an dieser Tafel teil und er schien von der Ordnung der Angelegenheit sehr befriedigt zu sein. Das höflich zuvorkommende Wesen seiner Nichte der Hausdame gegenüber berührte ihn angenehm. Fräulein von Rupert hatte ihm schon vorher mitgeteilt, daß sie sich nach Abbitte der Komtesse bereit fände, ihr Entlassungsgesuch zurückzuziehen. Welcher Art diese Abbitte gewesen war, darüber schwieg sie kluglich.

Mit keiner Silbe wurde der unerquicklichen Sache Erwähnung getan. Der Graf unterhielt sich heute lebhafter als sonst, verließ aber die Damen bald nach der Mahlzeit.

Am nächsten Morgen — es war Samstag — machte sich Senta zu Tante Sabine auf den Weg. Es trieb sie heute schon so früh zu der Alten, denn sie hatte eine besondere Absicht, die ihr keine Ruhe mehr ließ.

Als sie in die Nähe der Tür kam, drangen die dünnen, zirpenden Töne des verstimmten Spinetts an ihr Ohr, und

bazu sang eine gänzlich klagevolle, alte Stimme: „An Allen meinen Leiden ist nur die Liebe schuld.“

Senta lächelte und wartete draußen, bis der letzte Ton verklungen war. Dann trat sie ein.

„Guten Morgen, Tante Sabine!“

„Guten Morgen, mein Herzblatt. So früh schon heute? — Hihhi — hast du dich losreißen können? — Waren die Spürhunde dir nicht wieder im Rücken? Hihhi.“

„Tante Sabine, ich komme heute mit einer Bitte“, sagte Senta und ergriff die runzlige, alte Hand.

„So, so — eine Bitte! Um was bittet das Engeln? Alles, was die Wollsbürgerin ihr schenken wollte, wurde ja bisher immer abgelehnt.“

„Liebe Tante Sabine, — ich bitte dich, laß mich Onkel Maximilian jetzt von meinen Besuchen bei dir erzählen.“

„Ah — Kindchen — ist es möglich? Willst du die alte Urgroßmutter denn aufgeben?“

„Aufgeben? Nein, ich würde zu dir kommen, und sollte man es mit Gewalt verhindern wollen — aber — siehst du — das Geheimnis drückt mich. — Ich weiß ja, daß es kein Unrecht ist, wenn ich zu dir komme — aber — darum braucht es doch auch kein Geheimnis zu bleiben.“

„Ist dir der Maximilian etwa auch schon auf die Spur gekommen? Hat er dich gefragt?“

„Nein — er hat mich nicht gefragt — er weiß nichts. — Es ist doch merkwürdig, daß er meiner, die du zum Schloß, zur Familie gehörst, bisher mir gegenüber noch nie erwähnte.“

„Merkwürdig ist es eigentlich nicht, Herzblatt“, erwiderte die Alte und tätschelte zärtlich Sentas Hand. „Das ist seit langem so Sitte, daß niemand von denen da unten von mir erfährt. Ich selbst verbot es, ich wollte mit keinem etwas zu tun haben. Alle vier Wochen kommt der Maximilian und sieht nach mir, ob ich noch lebe. Das ist die einzige Verbindung, die wir haben. Ich lasse mich nie im Schloß sehen, und wenn ich ausgehe, wähle ich den unterirdischen Gang, der weit draußen hinter dem Park endet. Nur meine alte Werta geht täglich in die Schloßküche und holt dort, was wir zur Nahrung brauchen.“

„War Onkel Maximilian schon einmal bei dir, solange wir uns kennen?“ fragte Senta mit regem Interesse.

„Nein — aber morgen, glaube ich, werden die vier Wochen um sein — morgen ist doch Sonntag, Kindchen?“

„Ja, Tante Sabine.“

„Dann wird er wohl kommen.“

„Und ich darf ihm vorher erzählen?“

„Nun, so erzähl's, wenn du es nicht lassen kannst.“

„Was hast du denn zu danken? Seltsam — seltsam.“ Die Alte wiegte bedächtig den Kopf hin und her. „Nebrigens — der Robert hat auch geschrieben.“

„Robert? O, wo ist der Brief? — Zeige ihn, bitte.“

„Geduld, Geduld, hihhi — kannst es nicht erwarten, Kindchen?“

Sie holte den Brief umständlich aus der Kleidertasche und reichte ihn Senta hin.

Der liebe, gute Junge — er schickte mir einen Brief! Helmut's mit einem alten, vergilbten Bettel, den er im Nachlaß seiner Eltern fand. Er gab mir damit das Tausendfache von dem zurück, was ich für ihn tat — Helmut erwähnt meiner darin — daß er mich liebte — o Gott, Kindchen, wird das Herz denn nicht mit dem Körper zusammen alt? Warum schlägt es noch wie in der Jugend? — Das Herz stirbt nie — es lebt bis über das Grab hinaus“ — —

Senta hatte den Brief gelesen. Jetzt stieß sie einen Jubel-laut aus.

„Tante Sabine, Tante Sabine — — Robert tritt zum erstenmal im „Liegenden Holländer“ auf — er ist am Ziel. O, wäre ich doch auch schon so weit.“

„Geduld, Geduld, du bist noch so jung, mein Liebling.“

„Den 20. Juni werde ich schon 17 Jahre.“

„Schon 17 Jahre, hihhi — ein Schwabenalter. Habe du nur erst deine 95 auf dem Rücken, dann wirst du Geduld lernen.“

„Um Gotteswillen 95 — Tante Sabine, die erreiche ich gar nicht“, lachte sie jetzt auf.

„Kommst dir mit deine 17 wohl schon alt vor, he?“

„Für die Kunst gerade recht. Lange darf ich nicht mehr warten.“

„Geduld, Geduld“, wiederholte die alte Wollsbürgerin stereotyp. „Und nun, mein Engeln — singe mir noch ein Lied.“

Senta tat ihr den Willen, aber sie war heute nicht so mit Leib und Seele dabei wie sonst. Es trieb sie bald fort.

Unten im Schloß erfuhr sie von Gottlieb, daß der „Herr Graf“ ausgeritten sei und erst abends zurückkehren wollte.

Es fehlte ihr also zu ihrem Bedauern heute an Gelegenheit, ihm von ihren Besuchen bei Tante Sabine zu berichten. Er

hatte sie nicht, wie Fräulein von Rupert, ausgeforscht, sich nicht in ihre Geheimnisse drängen wollen. Darum fühlte sie sich um so mehr zur Offenheit verpflichtet.

Neuntes Kapitel.

Der nächste Tag war Sonntag, derselbe, an dem der junge Pastor Degenhart seine Probepredigt in der Dorfkirche halten sollte.

Senta, in ihrem schwarzen Kleide, das Gesangbuch in der Hand, schritt die Treppe hinab, etwas langsam und zögernd. Sie war unschlüssig, ob sie überhaupt zur Kirche mitfahren sollte.

Fräulein von Rupert hatte sich entschuldigen lassen; sie lag mit einer heftigen Migräne im Bett. Nun sollte Senta allein mit dem Oheim zur Kirche fahren und nachher mit ihm im Herrenstuhl sitzen.

Ein unerklärliches Gefühl presste ihr das Herz zusammen; sie wäre am liebsten wieder umgekehrt. Aber welchen Grund angeben? — Auch hatte sie sich so sehr auf Pastor Johannes' Predigt gefreut. — Es war ihr, als wenn er ihr etwas Niedriges, Wunderbares sagen müßte.

„Guten Morgen, Senta.“

Die sonore Stimme des Grafen, der soeben die Treppe herabkam, weckte sie aus ihren Gedanken.

„Guten Morgen“, erwiderte sie und legte ihre Hand in die dargebotene.

„Es ist gut, daß du schon fertig bist; ich liebe Pünktlichkeit. Komm steige ein. Fräulein von Rupert kann uns leider nicht begleiten, sie hat heftige Kopfschmerzen.“

Der Diener hielt den Schlag des vor dem Portal haltenden Wagens offen. Senta sprang leichtfüßig hinein, und Graf Wollsburg folgte ihr. Darauf zogen die edlen Trakehner an.

Graf Wollsburg schien heute in außergewöhnlich guter Stimmung zu sein. Behaglich lehnte er sich zurück.

„Pastor Johannes Degenhart, Ruths Bruder, wird heute seine Probepredigt halten“, sagte er zu seiner schweigmäßen Nichte.

„Ja, ich weiß es.“

„Ruth hat es dir erzählt?“

„Nein — Pastor Johannes selbst.“

„So hast du bereits seine Bekanntschaft gemacht?“

„Ja, vorgestern, als ich das letztemal bei Ruth war.“

Senta fühlte, daß ihr das Blut ins Gesicht stieg, und sie ärgerte sich darüber.

„Hm.“ Maximilian räusperte sich. „Ich kenne Johannes von seiner frühesten Kindheit an und glaube nach allem, daß meine Wahl eine gute sein wird. In ihm sieht ein Kern der Wahrheit und er wird nie zu den Priestern gehören, die nur predigen, weil es ihres Amtes ist. Was Johannes predigt, das glaubt er auch. Ich habe ihn seit seinem letzten Examen nicht wieder gehört, aber ich nehme an, daß seine Predigt mich befriedigen wird.“

Das war ein warmes Wort der Anerkennung; Senta hatte ein frohes Gefühl dabei.

„Und er wird die Hilfspredigerstelle hier in Wollsburg erhalten?“ fragte sie.

„Wenn seine Predigt gefällt, sicherlich.“

„Das würde mich um Ruths und ihres Vaters willen freuen.“

In diesem Augenblick hielt der Wagen vor dem Kirchportal. Graf Wollsburg sprang heraus und half Senta beim Aussteigen. Dann gingen sie zusammen den schmalen Weg durch die Gräber.

Die Kirchgänger, Bauern des Dorfes und der Umgegend, wichen ehrfurchtsvoll grüßend zurück. Der Graf sagte hin und wieder an seinen Hut, Senta nickte freundlich.

„Das ist unsere Komtek“, raunte man sich gegenseitig zu.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Besteigung des Mittagkogels.

Humoreske von Sawa Bez-Mirski.

(Alle Rechte vorbehalten.)

(Schluß.)

Von Mägenfurt bis Velben fährt man den Wörtersee entlang, in dem sich die grünen, etwa 6–800 Meter hohen Hügel abspiegeln und der so blau und ruhig ist, wie ein schönes Mädchenauge. Witten im See liegt das Inselchen Maria-Brühl mit dem großen Dom, der bereits ein Viertel der Insel in Anspruch nimmt und so aussieht, als schwimme es nach Herzogen-lust im See herum. — Auf der Fahrt von Velben bis Villach schien uns der Mittagkogel wie der Mond nachzulaufen. Links oder rechts schauend, stand er uns überall vor der Nase. Endlich Villach! Und beim Herrn Muxtel ist die Brinowizflasche schon ganz leer. Er machte mich darauf aufmerksam, daß wir keine Zeit mehr haben, die Flasche neu zu füllen und brachte

meine Flasche in solche Lage, daß deren Hals von der Spitze meines Rucksackes herausguckte, damit er, Muztel, im Bedarfsfalle, leicht dazu kommen könne. Nun stand der Mittagstogel direkt vor uns und sah so aus, als könnte man ihn mit der Hand greifen. Wunderbar! In Klagenfurt erschien er uns als Riese; hier sah es aus, als wäre es nur ein Kagen-sprung bis zur Spitze. Diese optische Täuschung!

„Nun heißt es marschieren!“ kommandierte Muztel, und reichte uns so, daß ich hinten ging, Draxel in der Mitte und er, als Führer, voran; er verließ jedoch oft seinen Vorposten, um mit meiner Brinowizflasche zu liebäugeln. Da er oft mit ihr in persönliche Berührung kam, gab der Brinowiz bald seinen Geist auf. Muztel zog endlich meine Flasche ganz aus dem Rucksack, indem er mich auf den Vorteil aufmerksam machte, als Anfänger weniger tragen zu müssen. Nachdem wir die Drau überschritten hatten und uns im Fichtenwalde befanden, verloren wir den Mittagstogel außer Sicht und Draxel erkundigte sich beim Herrn Muztel, von welcher Seite wir den Mittagstogel anbeissen wollen, und ob es nicht vernünftiger wäre, die Markierung aufzusuchen.

„Dös is meine Sochl!“ ärgerte sich Muztel, „nach der Markierung kann ein jedes Kind aufsteigen. Wir sind aber Touristen und wollen den Touristenweg gehen!“ — Ob der Herr Muztel den Touristenweg kannte, wissen die Götter. Wir mußten aber blindlings gehorchen.

Nach einstündigem Marsche durch den Fichtenwald, dessen Steigung wir kaum merkten, und uns die Zeit durch Gyllamens-pflücken vertreibend, erreichten wir die etwa 600 Meter hohe Alm, die so grün und glatt, wie ein Billardtisch war, und auf der etwa 80 Stück Schafsköpfe weideten. Der Hirt ging uns entgegen und begrüßte uns: „Dobri vecer, gospoda!“ (guten Abend, meine Herren. Die Bevölkerung jenseits der Drau spricht slowenisch.)

„Holt die Goshen, windischer Kerl!“ sagte Muztel, „du mußt deutsch sprechen, der Mittagstogel ist unser!“

„O nee,“ sagte der Hirt, „der Mittagstogel ist unser!“

„Der Mittagstogel ist unser!“ wütete Muztel. Ich wollte Salomos Urteil fällen, hatte jedoch kein Schwert und mit meinem Federmesser könnte man den Mittagstogel nicht zerschneiden.

Der Hirt ging davon, das Lied anstimmend:

„Na planine, na planine
Se veseli moje free.“

(Auf der Alm freut sich mein Herz.)

„Nun wollen wir uns stärken, denn wir müssen noch drei Stunden marschieren“, meinte Muztel. Er erklärte mir, daß sein Rucksack schwer aufgehe und nahm den meinigen in Anspruch. Er holte nun mein Kaiserfleisch heraus — und siehe da — er aß das Fleisch weg und ließ mir nur den Kaiser. — Nun ging es meinem Zwitscher an den Tragen. Ein Riesenschlund und die Flasche erblühte wie der Tod. Ich wollte mich über diese Manipulation aufhalten, aber der Muztel meinte, ich soll noch froh sein, daß ich weniger zum Tragen habe und wenn ich Durst verspüre, könne ich die Zitrone lecken.

Nachdem wir uns gestärkt hatten, stimmte der Meister-jobler Draxel das Lied an:

„I bin a Kärntner Bua.

I bin a feicher Bua,

Und dös is holt für a Deandl gnua!“

„Holt die Goshen!“ sagte Muztel und stimmte sein Viebs-lingslied an:

„Wir hob'n Bühnereier.

Wir hob'n Gänseier,

Wir hob'n Vogeieier,

Wir hob'n Enteneier.

Eier Wohlgeboren hob'n wir aa!

San noch wenig Eier da?“

Ich sang meinerseits: „Kennst du das Land, wo die Rosen blühen“ und mein Magen stimmte Jeremia's Klageklieber an.

Wir rüsteten uns nun zum weiteren Marsche. Mein Rucksack sah aus, wie eine Wurfthaut, die noch nicht vollgestopft ist, während ich wie der heftigste Löwe, wenn er meinen Buckel hält, ruckelte. Der Weg wurde immer steiler und schwieriger. Mein Herz pochte, als wollte es plagen und meine Kniee brachen. Ich badete mich in meinem eigenen Schweiß und mein Mund blutete vor Durst. Ich leckte meine Zitrone und mein Magen kündigte mir seine Freundschaft. Endlich war der Wald hinter uns und wir befanden uns nun auf einem isolierten, steilen Berge, dessen Gipfel sich im Dunkel verlor. Wir suchten den Weg im Krummholze, der tief gewurzelt ist, und eine sichere Stütze im Notfalle bietet. Der Weg wurde stellenweise derart steil, daß man sich mit den Händen an das Krummholz klammern mußte, während man die Füße zugleich einen Meter höher beförderte. Mein unwidderlicher Fuß war immer voran, während mit dem großen Bergschuh es nicht recht von statten

gehen wollte. Als mein Fuß mit einem Meter höher stieg, blieb der Riesenschuh unten, ohne sich vom Flecke zu rühren, wie die chinesische Kultur. Ich schrie: „Muztel, Muztel!“ Da nahm Muztel eine Sandvorkieselsteine und füllte damit den leeren Raum zwischen meinem Fuß und den Schuhwänden. Nun wollte es erst recht nicht gehen, denn der mit Kieselsteinen beladene Schuh wurde schwer und während mein Fuß höher streben wollte, konnte sich der Schuh vom Irdischen nicht losreißen. Ich strengte mich an, hob den Fuß und hui! — Da flog der Schuh mit den Kieselsteinen in die wilde Schlucht.

„Loß ihn nur stürzen!“ rief Muztel.

Ich hatte nämlich große Lust, ihm nachzuströmen. Muztel umwickelte nun meinen zweiten Fuß mit meinem leeren Rucksack. Ich war jetzt ein gemachter Mann und das Kraxeln ging flott von statten; ich wagte sogar Koboldenbrunnen und Koblöschen zu pflücken. Doch war meine Freude nicht von langer Dauer, denn das Krummholz hörte auch auf und wir befanden uns in einem Meer von Kieselsteinen, die unter unseren Füßen rutschten und den Fuß mitrissen. Ich kroch, wie eine Schnecke, am Bauche und ruderte mit Händen und Füßen, den Bergstock zum Teufel sendend. Es wurde immer kälter. Ein heißend kalter Wind durchstieß meine Glieder und — o Wunder — wir lagen plötzlich mit der Nase im Schnee, und dies im Juli!

„Wir werden hier im Schnee übernachten, denn im Dunkel ist es gefährlich, die Spitze zu besteigen“, meinte Muztel. Das war das Unvernünftigste, was Muztel während der ganzen Tour geliefert hatte. Wir breiteten unsere Habelocks auf dem Schnee aus und lagerten uns.

„Wena wir in den richtigen Zug eingestiegen wären, wären wir nun schon auf der Spitze“, meinte Draxel.

„Wenn meine Großmutter Räder hätte, wäre sie ein Wagen“, sagte ich und schlief bald darauf den Schlaf des Gerechten. Muztel mußte den Schlaf des Ungerechten schlafen.

Am nächsten Morgen um 3 Uhr war ich der erste, der die Augen aufriß. Und — o, Element! — vor mir stand nun der Mittagstogel in seinem vollen Glanze, während wir den etwa 1800 Meter hohen kleinen Mittagstogel bestiegen haben. O, Muztel, Muztel! Hol' dich der Kraxel!

Nun war es mit meiner Geduld aus. Ich entschloß mich, meinem Führer durchzubrennen, die Markierung aufzusuchen und selbständig den Mittagstogel zu besteigen. Man ist fast immer besser daran, wenn man sein eigener Führer ist und sich nicht an der Nase führen läßt! Wir lagen etwa 40 Meter unter dem Gipfel des Berges, der den kleinen Mittagstogel mit dem großen verbindet. Es war keine leichte Sache, den Sattel zu überschreiten, denn der Schnee lag etwa 2-3 Meter hoch. Ich steckte die Füße in den Schnee, ohne irgend welchen Weg zu sehen und wäre sicher durchgebrochen, wenn meine Beine nicht mit dem Bauche zusammengewachsen wären.

Endlich überschritt ich den Sattel und entdeckte die Markierung und den von dem deutsch-österreichischen Alpenverein gebauten, schönen und sicheren Weg, der bis zur Spitze führt.

Die gefährlichen Stellen an den schroffen Abhängen sind mit Drahtgitter versehen und an den steilen sind Stiegen in die Felsen gehauen. Es ist also der größte Wahnsinn, wenn man beim Aufstieg Künste liefern will und den markierten Weg ignoriert. Nach eineinhalbständigem Steigen erblickte ich zwischen den Felsen das erste Edelweiß. Ich völkerte es und zierte damit meinen Hut, ohne daß ich dabei abgestürzt wäre. Noch eine halbe Stunde und ich erreichte die Spitze.

Hu, hu, hu-u-u! Die Natur entblöhte vor mir ihre Reize. O, daß ich 1000 Zungen zum Jauchzen hätte! O, nein! Ich will mit meiner armen Sprache die Naturschönheit nicht entweihen. Kommen Sie her zu mir auf die Spitze! Sehen Sie die silberweißen Riesen und bedauern Sie mit mir die Menschen, die in den dunklen, engen Tälern leben! Sehen Sie da die julischen Alpen mit dem dreispitzigen Triglav, dessen Gipfel sich im blauen Aether verliert. Da steht der Fünffingerispiz, als wolle er den Himmel antasten. Sehen Sie da unten den Rotweinkamm mit dem See, der so wie ein Taschentuchelchen aussieht. Da stehen die Roschuttagebirge, mit den Stein-alpen, die Kärnten von Krain trennen. Diesseits sieht man den Klagenfurter Turm und jenseits den Laibacher Dom. Da sehen Sie den Monte Montrasio, der Oesterreich von Italien trennt. Dort dehnt sich die ganze Lombardei zu übersüßten droht. — Schauen Sie hin, die Häuser, wie aus Pappdeckel gebaut. Ja, ja, ja, sie haben Angst, daß der Wind sie nicht wegschleift! Sehen Sie dort kriechen, kleine Würmchen, die sich Menschen nennen, stolz den Kopf erhoben und sich für ein Wort ducken! Ja, ja, ja! — Und wir leider, da auf der Spitze, sind nur zwei „Mißgeburten“.

Und nun, schauen Sie hinunter, auf dem kleinen Mittagstogel liegen ohnmächtig Draxel und Muztel! — — —

Das erste Mal

Von Gildur Nilson.

Deutsch von Bernhard Mann.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

III.

Und stand in der herrlichsten Winterpracht. Es glitzerte in den Büschen und auf den Zweigen, als seien sie mit Tausenden von blühenden Juwelen übersät. Auf dem Felde lag der Schnee weich und fein, unter den Schritten leicht knarrend, und über den Dächern schien der Mond kalt und geheimnisvoll. Eva Lange ging und dachte, dachte mit der ganzen Kraft ihrer Gefühle. Heute Abend würde er sicherlich kommen. Und so stark waren ihre Gedanken, daß sie ihren Weg in die kleine Dachkammer fanden, wo Henrik Wald in seine Studien vertieft die Selbstvorwürfe zu vergessen suchte, die er sich immer wieder über seine Ausschreitungen in jener Nacht gemacht hatte. Er wurde plötzlich unruhig und nervös. Vergebens suchte er seine Gedanken zu sammeln. Eine größere Nacht hinderte ihn aber immer wieder daran. Sie trieb ihn auch auf die Straße hinaus und führte ihn dorthin, wo sie ihn erwartete.

Sie schritten beide schweigend nebeneinander. Seit dem nächtlichen, ihnen beiden peinlichen Zusammentreffen hatten sie keine Gelegenheit gehabt, unter vier Augen zusammenzukommen. Daß eine Aussprache wünschenswert sei, sagten sie sich beide. — Sie schlugen wieder den Weg nach dem Botanischen Garten ein und standen jetzt am Ufer eines kleinen Teiches, auf dem sich im Sommer Schwäne und Enten wiegten und über dem der Fichtenwald jetzt in seinem üppigsten Flor stand.

Jetzt lag die Erde unter ihrer weißen Decke schlummernd da. Das Wasser war gefroren und spiegelblank rings umher erhoben sich die düsteren, feierlichen Nadelbäume mit ihren weitausgestreckten Zweigen, die unter der weißen Last förmlich zitterten, und hoch oben wölbte sich der Himmel klar und hell mit unzähligen glühenden Sternen und der endlos funkelnden Milchstraße.

Sie standen, beide von der Größe und Stille ihrer Umgebung ergriffen, still da. Denn durch nichts packt uns die Natur so sehr, als durch diese wunderbare Stille, wenn alles um uns her schweigt und die Natur allein durch ihre großartige Schönheit spricht.

Ebenso schnell als sie kamen, gingen sie. Es hieß ja auch die Andacht stören, wenn sie an einem solchen Orte sprechen wollten. Draußen auf den Straßen war Leben und Lust. Winteres Schellengeläute tönte ihnen überall entgegen. Ein Schlitten mit Schulkindern fuhr an ihnen vorbei. Die Kleinen klatschten vor Vergnügen in die Hände.

Eva nickte ihnen zu und sagte, an ihren Begleiter gewandt:

„Kinderfreude — das ist das Beste auf Erden.“

Henrik Wald blickte auf und schaute sie strahlend an. Die frische Winterluft hatte ihre Wangen gerötet, im Haar und auf dem Pelztragen lagen kleine glühende Sterne, die aus den Bäumen gefallen waren. Sie sah so jung und frisch aus, als ihr Blick den seinen traf, klar und ermunternd.

Er fühlte, daß das, was sie trennte, verschwunden, dergessen war, und daß alles wieder wie früher war.

„Auch wir dürfen uns wohl unseres Daseins freuen,“ sagte er und blickte sie siegesgewiß an.

Er wollte weiter sprechen, sie unterbrach ihn aber schnell mit den Worten:

„Die Tante befindet sich in Besserung. Ich werde morgen reisen.“

Sein ganzes Innere erhob sich zu einem entschiedenen Widerspruch.

„Morgen, morgen,“ rief er das eine Mal nach dem andern, als sei er nicht imstande, ihre Worte zu fassen.

„Ja, morgen,“ sagte sie bestimmt, entschieden — „Es freut mich, daß ich Sie heute noch traf. Somit kann ich doch noch Wien sagen.“

Er ergriff ihre beiden Hände.

„Versprechen Sie mir, — versprechen Sie mir,“ bat er unsicher, suchend, „dermaleinst — in der Zukunft — wenn“ — seine Stimme senkte sich zu einem Flüstern. Er blickte ihr bittend in die Augen. Sie schüttelte nur den Kopf.

„Nein, ich kann, ich darf Ihnen nichts versprechen.“

Sein Versprechen muß man halten, und ein gebrochenes Versprechen läßt nur Bitterkeit zurück.“

Er ließ ihre Hände los und sein Blick suchte den Boden. „Was soll mir aus mir werden, wenn du fort bist,“ murmelte er leise, „was soll aus mir werden?“

Da durchzuckte sie ein in die Maske des Mitleids gekleidetes Gefühl, das warm für ihn bat. Er ist so jung — so einsam — du könntest ihm etwas sein — was soll ohne dich aus ihm werden? Der klare Vernunftsgedanke verschlechte es aber wieder. Gerade deshalb darfst du ihn nicht binden. Gerade deshalb mußt du ihn gehen lassen.

„Sie sind noch so jung,“ sagte sie halb für sich.

Er richtete sich in seiner ganzen Länge auf. „Ich werde wohl auch einmal älter,“ sagte er stolz.

„Gerade deshalb,“ äußerte sie entschlossen.

„Gerade deshalb,“ wiederholte er erstaunt und blickte sie fragend an. Sie nickte. „Die Liebe eines Jünglings ist nichts als ein schöner Traum, eine Freude darüber, daß er das gesuchte Ideal gefunden hat. Die Liebe des Mannes ist aber eine wirkliche Forderung der Natur. Sie verlangt das Eigentumsrecht. Und so lieben Sie mich nicht.“

„Nein,“ sagte er ehrlich.

„Also — leben Sie wohl!“ Sie reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl und haben Sie Dank für alles!“ Als sie aber sah, daß er ihren Dank nicht verstand, fügte sie still hinzu:

„Glücklicher sind die Menschen, die das Leben in einem schönen Traum leben, als diejenigen, die den ganzen Weg in nackter Leere wandern.“

IV.

Henrik Wald hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht. Er verdamnte sein Leben, weil er nicht wie andere war, weil er nicht fühlen konnte wie sie, weil er nicht genoß, was das Leben ihm bot, und in der Stunde der Freude nicht glücklich war.

Die Einsamkeit und Leere hatten die Ueberhand über ihn gewonnen. Er begann im Zimmer rastlos auf- und abzuwandern. Alles in ihm war in Aufruhr. Das Gefühl einer grenzenlosen Verlassenheit packte ihn. Sie war fort — fort. Alles war vorüber. Das Leben lag öde und wüst vor ihm.

Plötzlich blieb er stehen, entschlossen, unvermutet. Das Antlitz war gespenstisch bleich, die Augen glühten wie im Fieber.

Die Geige! — Die Geige!

Er nimmt das alte Instrument von der Wand, fährt lieblosend mit der Hand über die Saiten; dann hebt er den Bogen, schließt die Augen und — spielt —

Da ist das Rauseln des niederfallenden Laubes, da ist das Säusen des Windes, der durch die Bäume fährt, da ist die ganze Stimmung des Oktoberabends, als er sie zum ersten Male traf. Da ist die Dämmerstunde am Ramin, ein stilles, glückliches doles far niente. Das klingt so weich, so herrlich gedämpft und beruhigend.

Da kommt die Versuchung — sie lacht, sie lockt, sie winkt, sie zieht ihn zu sich. Er folgt, er lebt, er genießt.

Und dann kommt die Liebe, die ihm zum ersten Male in seinem Leben entgegentritt. Plötzlich steht sie vor ihm und blickt ihn mit großen erstaunt warnenden Augen an:

„Henrik Wald, o Henrik Wald — geh' nicht dorthin — der Weg führt zum Verderben.“ —

Die Liebe — die Liebe, die große Sehnsucht seines Lebens, sein eigenes stilles Heiligtum — sein Glück — sein Alles.

Ah, er erinnert sich ihrer — ihr Blick weist in seinem, er ist tief und warm, er ist feierlich still, wie der Winterabend, an dem sie, von der Größe der Natur ergriffen, schweigend beieinander standen.

Es schmilzt alles zu dem großen, betörenden Gefühl der Liebe zusammen — es klingt wie ein befreiender Atemzug aus einer Seele, die in Angst war, den Frieden aber gefunden hat — mit tiefen vollen Akkorden in einer feierlichen, andachtsvollen Andante religioso. —

Und in der Tat ist es die Liebe, die in Henrik Walds Seele den Funken der Kunst entzündete, der er das Erkenntnis seines eigenen Wertes verdankt und die ihn gelehrt hat, ein Leben wie in den Tönen zu leben.



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

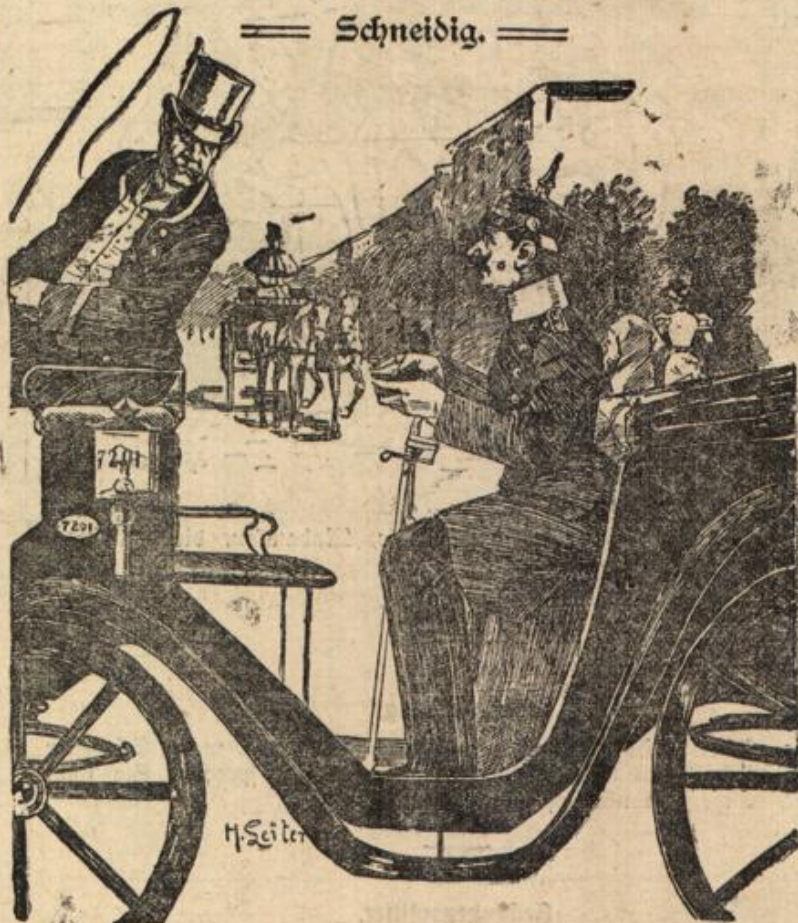
Unsere Dienstboten.



Madame: „Sie haben sonderbare Gewohnheiten an sich, Marie!“

Gausmädchen: „Gnädige Frau werden sich mit der Zeit schon daran gewöhnen.“

Schneidig.



„Sie, Kutscher, fahren Sie mich mal nach 'n anständigem Lokal! Wissen Sie eins?“

„Ja, da is das bürgerliche Brauhaus!“

„Nee, paßt mir nicht, fiebt es kein adliges Brauhaus hier.“

Schwere Bedingung.

Sehr tüchtige Verteidigerin (zu ihrer Feindin): „Unter einer Bedingung will ich Sie verteidigen — Sie müssen vor dem Gerichte in einer unmodernen Toilette erscheinen.“

Unter Freundinnen.

„Was muß ich hören, Marie, Du hast Dich mit dem jungen Herrn Behrens heimlich verlobt? So viel ich weiß, hast Du doch Deine Hand schon vergeben.“
 „Na ja, eine; ich habe aber doch zwei Hände.“

Erkläre Abneigung.

A.: „Lassen Sie uns 'mal in diese Kneipe hier gehen, da spielt eine Kinderkapelle.“
 B.: „Ne, ich danke, Kinderkonzert habe ich zu Hause genug.“

Paradox.

Sträfling (der aus dem Gefängnis entlassen wird und nun wieder zu seiner Frau zurückkehrt): „Schade, nun ist es mit der Freiheit wieder vorbei.“

• • • Bescheidet. • • •



„Die Glundern sind ja so trocken.“
 „Ja, Glundern sind keine Schweine, Madammen, die man nach Belieben fett machen kann.“

Überraschung.

Karlchen: „Hören Sie 'mal, Fräulein Silberfeld, meine Schwester Martha wird Ihren Bruder Robert heiraten; aber sprechen Sie nicht darüber, er weiß es nämlich selbst nach nicht.“

Gedankensplitter.

Wer sich über seine Mitmenschen erhebt, braucht deshalb noch keine hohen Geistesgaben zu besitzen. Ein Luftballon steigt hoch, auch wenn der größte Dummkopf in der Gondel sitzt.

Vom Silber des Haares darf man nicht immer auf das Gold der Erfahrung schließen.

Viele finden eine Sache geschmacklos, weil es ihnen selbst an Geschmack fehlt.

Tsching, der Schlaue.

1.



Zwei Chinesen, Tsching und Tschang,
 Gehen ihren Weg entlang;
 Da, zwei Wölfe sehen sie,
 Beide sind vor Schreck verblü.

2.



Und voll Angst vor der Gefahr,
 Hoch zu Berge steht ihr Haar.
 Doch dem Tsching sei Lob und Preis,
 Weil er sich zu helfen weiß.

3.



Tschang muß sich zur Erde bücken,
 Und auf seinen breiten Rücken
 Malt 'nen Kopf der Tsching voll Geist
 Eines Tiers, das Tiger heißt.

4.



Tschang nun auf den Kopf sich stellt,
 Wobei Tsching ihn aufrecht hält,
 Und die Wölfe, voll Entsetzen,
 Reißten aus in langen Sägen.

Aufrichtiges Heiratsgesuch.

Eine junge, liebenswürdige Dame sucht auf diesem Wege einen Ehegefährten; großer, stattlicher Mann mit entsprechendem Vermögen bevorzugt.

Auf der Alm.



Erster Tourist: „Na, der Müller ist aber heut' wie ausgewechselt, der ist ja mehr wie kreuzfidel!“
Zweiter Tourist: „Ja, der hat halt einen Almenrausch!“

Aus der Instruktionsstunde.

Unteroffizier: „... In der Geographie müßt Ihr so firm werden, daß ...“
„fika mit zugebundenen Augen finden könnt!“

„Hg.“

A. (Arzt): „Na, wie geht's, lieber Freund?“
B.: „Bevor ich Ihnen die Frage beantworte, sagen Sie, fragen Sie als Arzt oder als guter Bekannter?“

Er weiß Bescheid.

Freund: „Den schwarzen Anzug will ich Dir schon leihen, aber Sonntag muß ich ihn unbedingt zurück haben — schicke mir also wenigstens den Pfandschein!“

Druckfehler.

Die Frau Wirtin war in der ganzen Gegend am beliebtesten (beliebtesten).

Dilemma.

„Was mach' ich nun, verfeh' ich mein Gebiß, dann hab' ich nichts zum Beißen — verfeh' ich's nicht, hab' ich nichts zu beißen.“

Annonce.

Habe diese Woche ein Landem bei einer Verlosung gewonnen. Suche eine hierzu passende Frau.

Vater und Sohn.

Der Vater war ein tätiger Mann,
Er füllte sein Portemonnaie
Durch fleißige Arbeit stetig an,
Und lebte dann als Rentier.

Sein Sohn aber lebte umgekehrt,
Zuerst als Rentier, und dann,
Nachdem er sein Erbteil aufgezehrt,
Sag er zu arbeiten an.

G. Brendel.

Ausrede.

Kunde: „Ihr Haarwuchsmittel hat aber verheißt wenig Erfolg bei mir gehabt!“
Friseur (achselzuckend): „Was wächst bei diesem trocknen Wetter?“

Aus der Bühnenwelt.

Direktor (zu einem Schauspieler, der eine Sterbeszene schlecht gespielt): „Relinski, Sie sind wirklich ein Paker, jetzt sind Sie schon drei Jahre beim Theater und können noch nicht einmal ordentlich sterben!“



„Ist das Lied ‚Der Abschied‘ von Schubert nicht prachtvoll, Frau Meyer?“
„Prachtvoll, prachtvoll! Aber wo liegt denn eigentlich Schubert?“

Stoßseufzer.

„Ihre Frau ist die reine „Eva.“
„Ja, aber leider braucht sie
mehr Kleidung als jene.“

Verkannt.

Schnude (trifft einen Stro-
mergenossen nach längerer Zeit
in einer großen Stadt wieder):
„Aber Lude, bist Du abgerissen!“
Lude: „Unsinn, das ist ja
mein neuer Fachtanzug!“

Spruch.

Geheuchelte Bescheidenheit
Den Dünkel schlecht maskiert;
Man riecht den Proh und wenn
er sich
Mit „Beilchen“ parfümiert.

Glossen.

„Ein gut Gewissen ist ein
sanftes Ruhekitzen.“ Stimmt. Nur
hat es allezeit Leute gegeben, die
jerne hart liegen.

In dem sogenannten Hasen
der Ehe geht es oft gerade recht
kümmisch her.

Das Glück ist nichts — ohne
das Bewußtsein, es auch verdient
zu haben.

Daß Geld nicht glücklich macht,
kann Armut wenig trösten.

Höchstes Selbstgefühl.



Hausfrau: „Wenn Sie jetzt die Miete für die
fünf Monate nicht zahlen, so geben Sie es mir
wenigstens schriftlich, damit ich eine Sicherheit habe!“
Dichterling: „Ach, ich weiß schon, Sie wollen
nur ein Autogramm von mir erschwindeln.“

Variante.

Wo man singt, da soll das Bier
nicht fehlen:
Gute Sänger haben durst'ge
Kehlen.

Poesie und Prosa.

A.: „Kennen Sie die Braut
von Messina?“

B.: „Ne, nur die Apfelsinen.“

Doppelsinnig.

Dunkel: „Ich will Dir also
meine großen Rittergüter über-
geben — fühlst Du Dich der Auf-
gabe gewachsen?“

Reife: „D, ich werde damit
schon fertig werden!“

O weh!



„Alte, ich hab' den Haus-
schlüssel noch nicht, gib mir'n.“
„Wozu denn, Du find'st ja so
wie so das Schlüsselloch nicht,
wenn Du heim kommst!“

Gut ausgedrückt.

Major (der bemerkt, daß auf
dem Kasernenhofe viel Unkraut
wächst): „Hören Sie 'mal, Inspek-
tor, Sie könnten hier 'mal 'n
bißchen Kasernenhofblüten sam-
meln lassen.“

Glück im Unglück.

Eierhändler (zum Radfahrer,
der in seinen Radnabe hineingepur-
zelt ist): „Na, haben Sie aber
Glück gehabt . . . gerade in die
faulen Eier sind Sie hinein-
gefallen!“

Die Verliebten.



Tochter des Hauses: „Ist der Leutnant von Schneidig nicht ein entzückender
Mensch?“

Möchin: „Ach ja, und besonders der Bursche, gnä' Fräulein!“